

Rene PFEILSCHIFTER, Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole. Millennium-Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. Bd. 44. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2013, XVI + 722 S., mit Einlegekarte

In einem 1996 erschienenen Aufsatz hat bereits Steffen Diefenbach auf die mögliche Anwendbarkeit der von Egon Flaig mit Blick auf die Verhältnisse der früheren Prinzipatszeit entwickelten These der römischen Kaiserherrschaft als eines Akzeptanzmodells auf das spätantike Kaisertum hingewiesen.¹ Wo sich Diefenbach im Rahmen eines längeren Aufsatzes noch mit der ausschnitthaften Skizze eines spätantiken Akzeptanzsystems (und dies auch nur im Bezug auf eine von mehreren potentiellen soziopolitischen Gruppen) begnügen musste, setzt sich nun Rene Pfeilschifter in seiner hier anzuzeigenden Studie erstmals systematisch und zutiefst gründlich mit dieser Thematik auseinander. Es handelt sich dabei um eine erweiterte Fassung seiner im Wintersemester 2010/11 in Dresden eingereichten Habilitationsschrift, in der sich Pfeilschifter, wie er einleitend konstatiert, mit dem spätantiken Kaiser, und damit, „wie er Kaiser blieb“ (S. 1) befasst. Das es sich dabei um eine ebenso umfangreiche wie bedeutende Studie handelt, sei hier schon vorweggenommen.

Der eigentlichen Untersuchung sind eine Reihe von Vorbemerkungen und grundlegenden Analysen vorgeschaltet. Aufgrund der fundamentalen Bedeutung für seine eigenen Überlegungen, widmet Pfeilschifter dabei auch dem Flaig'schen Akzeptanzmodell eine ausführliche Einleitung (S. 1-40). Was die Akzeptanzgruppen selbst anbelangt, so folgt Pfeilschifter Flaig und nennt als konstitutiv für Kaiserherrschaft die Unterstützung der jetzt schon ‚traditionellen‘ Herrschaftsstützen: „Plebs urbana, Senatoren, Heer“ (S. 28). Er setzt aber gleich hier bereits eigene Akzente und postuliert eine vierte soziopolitische Gruppe, die für den Herrschaftserhalt von Bedeutung gewesen sei: die Geistlichkeit (erstmalig S. 32-38). Unter diesem Begriff versteht er wohlgernekt sowohl den etablierten Klerus, als auch die Vielzahl an Mönchen jeglicher Regel und die oft vagabundierenden religiösen Ausnahmeerscheinungen in Gestalt frommer Asketen, die von ihm so genannten ‚Heiligen Männer‘. Pfeilschifter geht in dieser zur theoretischen Einführung geratenen Einleitung auch (S. 23f.) auf die bereits

¹ Diefenbach, S.: Frömmigkeit und Kaiserakzeptanz im frühen Byzanz, in: Saeculum 47 (1996), 35-66. Zum Akzeptanzmodell s. Flaig, E.: Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich (Historische Studien 7), Frankfurt a.M. u.a. 1992 sowie, verwandt, ders.: Für eine Konzeptualisierung der Usurpation im spätrömischen Reich, in: Paschoud, F./Szidat, J. (Hgg.): Usurpationen in der Spätantike. Akten des Kolloquiums „Staatsstreich und Staatlichkeit“, Solothurn/Bern, 6.-10. März 1996 (Historia-Einzelschriften 111), Stuttgart 1997, 15-34.

von Flaig selbst geäußerte Vermutung ein, das Prinzip des Akzeptanzsystems lasse sich aufgrund der Besonderheiten der späten Kaiserherrschaft nur schlecht auf spätantike und frühbyzantinische Verhältnisse übertragen, da Aspekte wie etwa die starke zeremonielle Umrahmung oder die christliche Sakralisierung des Herrschers einer wirklichen Kommunikation zwischen Kaiser und Akzeptanzgruppen im Wege gestanden und zu einer „Immunisierung“ des Kaisertums vor den Ansprüchen und Erwartungen der Akzeptanzgruppen geführt hätten.²

Diese Vermutung *a priori* stellt Pfeilschifter vollkommen zu Recht zur Disposition und betont, dass die neuere Forschung mittlerweile eine differenzierte Sicht auf das spätantike Kaisertum entwickelt hat.³ Er selbst geht davon aus, dass sich in der Spätantike „wohl eher ein ganz neues Akzeptanzsystem“ ausgebildet habe, eines nämlich, „das von spezifisch spätantiken Rahmenbedingungen geformt wurde“ (S. 24). Diesen Rahmenbedingungen sind die folgenden Kapitel gewidmet, die von grundsätzlicher Bedeutung sind, schaffen sie doch die Voraussetzungen für den weiteren Fortgang der Untersuchung. Zuerst nimmt er die Beziehung zwischen Kaiser und Hauptstadt in den Blick (S. 41-75: „Der Kaiser in Konstantinopel: eine (fast) unauflösbare Verbindung“). Sehr stark betont er dabei die unvergleichliche Bedeutung Konstantinopels für den konkreten Machterhalt der Kaiser. In einer kurzen historischen Skizze argumentiert er, dass mit der Herrschaft des jungen Arcadius eine Phase der römischen Kaiserherrschaft begann, die den Herrscher untrennbar mit der Hauptstadt verband. Die kontinuierliche und so gut wie ununterbrochene Präsenz der Kaiser in der Hauptstadt sieht Pfeilschifter dabei nuanciert: Zwar habe es sich einerseits zweifellos um ein Mittel gehandelt, die Autorität des Kaisers vom Einfluss der Armee und ihrer Befehlshaber zu befreien – der Kaiser „wich so der Dominanz des Militärs und insbesondere der germanischen Heermeister aus“ (S. 74) und konnte sich hinter den seit Theodosius II. nahezu uneinnehmbaren Mauern sicher fühlen. Zugleich ermöglicht gerade die Verbindung von Kaiser und Kaiserstadt auch überhaupt erst die Herausbildung des spezifisch spätantiken Akzeptanzsystems. Herrscher und Akzeptanzgruppen sind sich gleichsam ausgeliefert und aus dieser engen Verkettung erklärt sich das spätantike *arcanum imperii*: Der Kaiser wird in Konstantinopel gemacht – und nirgendwo sonst. Damit ist auch der chronologische Bezugsrahmen der Studie abgesteckt, die sich folgerichtig auf jene Zeit zwischen Arcadius bis inklusive

² Flaig 1992, 200.

³ So etwa Diefenbach 1996; vgl. Martin, J.: Das Kaisertum in der Spätantike, in: Paschoud, F./Szidat, J. (Hgg.): Usurpationen in der Spätantike. Akten des Kolloquiums „Staatsstreich und Staatlichkeit“, Solothurn/Bern, 6.-10. März 1996 (Historia-Einzelschriften 111), Stuttgart 1997, 47-62. Errington, R.M.: Roman Imperial Policy from Julian to Theodosius (Studies in the History of Greece and Rome), Chapel Hill 2006, hierin bes. 13-42.

Herakleios bezieht, in der der Kaiser die Stadt nur kurzzeitig verlassen hat und dabei kaum über das *suburbium* hinausgekommen ist.

In seinem nächsten Kapitel wendet sich Pfeilschifter dem Problem der kaiserlichen Ideologie zu (S. 76-122: „Gottesgnadentum, Hofzeremoniell – und Zugänglichkeit“). Es ist dabei zuerst ein Verdienst seiner Uminterpretation des Flaig'schen Akzeptanzmodells (S. 18-24) und der Anpassung auf spätantike Verhältnisse, die Mär des zeremoniell ‚entrückten‘, der Bevölkerung – hier besser: den Akzeptanzgruppen – gleichsam durch einen proto-byzantinischen Weihrauchduft vorenthaltenen, im Palast geradezu ‚eingesperrten‘ Kaisers gründlich angekratzt zu haben. So seien die christliche Sakralisierung des Herrschers und seine zeremonielle Einbettung nicht zu leugnen, beide würden aber in Ausmaß und Konsequenzen überschätzt (S. 86; deutlich noch einmal S. 120). Der gängigen Vorstellung des, wie Constantius II. anlässlich seines Romeinzugs in einer berühmten Passage bei Ammianus Marcellinus (16,10), regelrecht erstarrten Zeremonienherrschers setzt er eine kluge und fein differenzierende Sicht auf die Erfordernisse der unterschiedlichen zeremoniellen Zusammenhänge ebenso wie der schwierigen Überlieferung (so etwa S. 87-90 zum *de caeremoniis* des Konstantin Porphyrogennetos) entgegen. Er betont dabei gegen gängige Meinungen die weiter demonstrativ zur Schau gestellte Zugänglichkeit des Kaisers, wiewohl diese auf spezifische Interaktionsformen und vom Zeremoniell bedingte Anlässe beschränkt ist (etwa S. 92-95 oder S. 104-112, vornehmlich am Beispiel Justinians). Von ebenso großer Bedeutung war auch weiterhin die *civilitas* des Herrschers, die aber nun in andere Bahnen gelenkt wurde und primär religiös motiviert und konnotiert war, nämlich als Demut des Herrschers vor Gott (S. 112-119). Zu einem gewissen Grad seien also die Jovialität der Kaiser des Prinzipats in der Spätantike durch religiös angepasste Modelle der *civilitas* und *humilitas* ersetzt worden – diese waren „fundamental für das kaiserliche Streben, die Unterstützung der Akzeptanzgruppen für den frommen Herrscher zu gewinnen und zu erhalten“ (S. 119).⁴

In einem letzten vorbereitenden Schritt wendet sich Pfeilschifter anschließend dem nur schwierig in das Flaig'sche Akzeptanzmodell zu integrierende dynastischen Prinzip zu (S. 123-177: „Die Vererbung des Throns und der Einfluß der Akzeptanzgruppen“). In der Tat hat Flaig in seinen eigenen Überlegungen die Wirksamkeit eines dynastischen Denkens grundsätzlich negiert, sowohl für den Prinzipat als auch für die spätere Zeit.⁵ Dem entgegen sieht Pfeilschif-

⁴ Hierzu jetzt auch Kelly, Chr.: *Stooping to conquer: the power of imperial humility*, in: ders. (Hg.): *Theodosius II. Rethinking the Roman Empire in late Antiquity*, Cambridge 2013, 221-243.

⁵ Flaig 1992, 203-205 und 1997, 32f.

ter durchaus die Bedeutung dynastischer Erwägungen, ohne freilich so weit zu gehen, darin einen Automatismus erkennen zu wollen. Vielmehr interpretiert er die dynastischen Ansprüche eines Thronanwärters gewissermaßen als ‚Bonus‘ im Rahmen des Akzeptanzsystems (so etwa S. 123 Anm. 1: „Aber er trug wesentlich zur dauerhaften Akzeptanz einer Herrschaft bei und war deshalb alles andere als unwirksam“). In seinen Ausführungen analysiert Pfeilschifter scharfsinnig eine Reihe von umstrittenen Nachfolgesituationen und entwickelt aus den Ergebnissen dann gemeinsam mit allgemeineren Überlegungen über das Phänomen etwa der vermeintlichen ‚Kindkaiser‘ (dazu S. 125-137 und bes. S. 175) eine interpretierende Systematik der dynastischen Nachfolge (zusammenfassend S. 175-177). Es gelingt ihm dabei überzeugend, die inhärente Reibungsfläche zwischen dynastischem Prinzip und dem grundlegend flexiblen Akzeptanzmodell zu vermindern, indem er die Freiheit sowohl des noch lebenden Kaisers (bei mehr oder minder geregelten Nachfolgen), als auch (wenn auch in geringeren Maßen und nur dann, wenn kein noch lebender Kaiser die Richtung bestimmen konnte oder wollte) der Akzeptanzgruppen selbst betont, die dynastische Nachfolge zu respektieren – oder zu verwerfen (bes. S. 176f.).

Im Verlauf der weiteren Untersuchung geht Pfeilschifter anschließend auf die einzelnen Akzeptanzgruppen (Soldaten: S. 211-251; Volk: S. 294-354; Geistlichkeit: S. 355-451; Eliten: S. 452-510) ein. Diese systematische Gliederung wird bisweilen von grob chronologisch gegliederten Einstreuungen durchbrochen, in denen er sich spezifischen Episoden widmet, um pertinente Aspekte näher zu besprechen (Nika-Aufstand: S. 178-210; der Sturz des Maurikios: S. 252-293; schließlich die besonderen Umstände der Herrschaft des Leon I. und des Zenon: S. 511-561). Ein letztes Kapitel setzt sich mit der Usurpation als solche und mit den zwei einzigen erfolgreichen Usurpatoren des Betrachtungszeitraums auseinander, nämlich mit Basiliskos (S. 562-584) und Phokas (S. 584-605). Auf alle Einzelaspekte dieser zum Teil äußerst feingliedrigten und tiefgehenden Untersuchungen kann und soll hier nicht eingegangen werden. In ihrer Gesamtheit ist Pfeilschifters Sichtweise mehr als überzeugend, wengleich er sich in einzelnen Dingen (zu Recht) gegen die Forschung stellt und zu eigenständigen Ergebnissen kommt, die wiederum sein Verständnis der einzelnen Akzeptanzgruppen maßgeblich prägen. So sieht er etwa in dem Nika-Aufstand gegen die Ansichten vor allem von Mischa Meier⁶ und (weniger weitgehend) von Geoffrey Greatrex⁷ keine von Justinian inszenierte Auseinandersetzung, sondern vielmehr das Resultat einer fehlgeschlagenen Kommunikation zwischen Kai-

⁶ Meier, M.: Die Inszenierung einer Katastrophe. Justinian und der Nika-Aufstand, in: ZPE 142 (2003), 273-300.

⁷ Greatrex, G.: The Nika Riot. A Reappraisal, in: JHS 117 (1997), 60-86.

ser und der hier wichtigsten soziopolitischen Gruppe, dem Volk, die er mit seinem starrköpfigen Gebaren gegen sich aufbrachte.⁸ Aus der Betrachtung des Nika-Aufstandes resultiert für Pfeilschifter die relative Bedeutungslosigkeit der Soldaten für das Akzeptanzsystem, die er in einem eigenen Kapitel abhandelt. Die vergleichsweise geringe Bedeutung der Soldaten für die kaiserliche Akzeptanz – vor allem, wenn man sie mit der Position der Prätorianergarden früherer Kaiser vergleicht – war eine Folge der bewussten Entblößung Konstantinopels von starken Feld- und (!) Gardetruppen, denn die enormen Befestigungsanlagen wurden im Ernstfall zum Großteil nicht von Soldaten verteidigt, sondern vom Volk. An militärischem Potenzial blieben nur die Gardetruppen der Exkubatoren und Scholien übrig (S. 238, 239-249), deren Akzeptanz sich der Kaiser versichern musste.⁹ Das Feldheer dagegen, die eigentliche Stütze aller Kaiser seit Augustus, dasselbe Feldheer, das doch noch im 3. Jh. Kaiser fast nach Belieben gemacht und gestürzt hatte, wurde für den Erhalt der Kaiserwürde fast bedeutungslos: „Der Kaiser konnte von außen nicht gestürzt oder vertrieben werden“ (S. 223) – jedenfalls solange die Mauern hielten und der Kaiser sich der Akzeptanz der wichtigsten Einzelgruppe erfreute, des Volkes.¹⁰ Eben diese These sieht Pfeilschifter auch in dem Schicksal des Maurikios (S. 252-293) bestätigt, dessen Fall 602 zwar mit einem Aufstand der Balkanarmee begann, seine letzte Ursache aber in dem mangelnden Rückhalt des Kaisers im Volk hatte (S. 292): „Die Unterstützung der unterschiedlichen soziopolitischen Gruppen des Reiches war eben unterschiedlich viel wert. Nicht die Armee stürzte Maurikios, sondern das Volk.“

Gerade diesem billigt Pfeilschifter dann auch eine entsprechend große Bedeutung in seinem Akzeptanzmodell zu. Bewusst antithetisch zu den Eliten definiert als die Summe derer, „die keine Aussicht auf eine Audienz bei Hofe, also auf eine persönliche Begegnung mit dem Kaiser“ (S. 294f.) hatten, ist das Volk für ihn der eigentlich entscheidende Faktor. Es gelingt ihm aber deutlich zu machen, dass wenig Initiative vom Volk ausging. Vielmehr erfolgte der Akzeptanzentzug des Volkes, wenn er denn erfolgte, als Reaktion auf spezifische

⁸ So deutlich S. 209. Die Parallelen zur Situation Julians in Antiocheia in den Jahren 362-363 sind bemerkenswert, wengleich Pfeilschifter darauf verständlicherweise nicht eingeht. Vgl. aber van Hoof, L./van Nuffelen, P.: *Monarchy and Mass Communication: Antioch A.D. 362/3 Revisited*, in: *JRS* 101 (2011), 166-184.

⁹ Daran änderte auch die Präsenz der privat unterhaltenen Truppen, der Bukellarier, wenig, solange der Kaiser sich auf die Gefolgschaft der Elite verlassen konnte, die sie unterhielt. Ohnehin entwickelten sich die Bukellarier spätestens zu Beginn des 7. Jh. zu mehr oder minder regulären Truppen, die dem Kaiser unterstanden (vgl. S. 232-235).

¹⁰ Über die negativen Konsequenzen dieser Entwicklung ist sich Pfeilschifter im Klaren; vgl. S. 250: „Eine militärische Kontrolle Konstantinopels war nicht einmal auf kurze Zeit möglich. [...] Der Kaiser konnte sich dem Akzeptanzsystem in der Not nicht entziehen und den Knoten mit dem Schwert entzweischlagen.“

Misstände (S. 309); dies vor allem, wenn es um Fragen der Orthodoxie ging (wie etwa bei der Auseinandersetzung um Johannes Chrysostomos), um die Wiedergutmachung offiziellen Unrechts (wie etwa beim Nika-Aufstand), oder aber bei spezifischen Normverstößen von Seiten des Kaisers, wie beim Untergang des Maurikios, dessen Rückhalt beim Volk durch seine Missachtung des Kirchenasyls zerstört wurde. Bekannt sind zwar vor allem die Eskalationen, wenn das Volk sich in seiner Wut nicht anders zu helfen wusste, als im Hippodrom oder auf den Straßen gewaltsam gegen die Staatsmacht vorzugehen. Daneben sind aber auch die Möglichkeiten der direkten Interaktion von Volksangehörigen mit dem Kaiser bemerkenswert, die sich allerdings nur im Rahmen spezifischer zeremonieller Zusammenhänge vollziehen konnte, etwa bei den vielzähligen Prozessionen, an denen sich nicht nur Herrscher wie der besonders fromme Theodosius II. beteiligten. Hier zeigt sich auch aller vermeintlichen Starrheit zum Trotz die evidente Flexibilität¹¹ des Zeremoniells: Prozessionen, bei denen kaiserliche Verwandte barhäuptig oder gar barfuß Reliquien durch die Stadt trugen, waren nicht nur Ausdruck religiöser *humilitas*, sondern überbrückten auch zum Teil die enorme Distanz zwischen Kaiserhaus und Volk (S. 338).¹² Wie nötig dies bisweilen war, wie sehr es auch auf das Fingerspitzengefühl des jeweiligen Herrschers ankam,¹³ zeigte sich jeweils dort, wo sich die im Normalfall recht domestizierte Akzeptanzgruppe des Volkes zum Mob zusammenraufte und dadurch zu einer sehr akuten Bedrohung für den Kaiser wurde.

Dagegen sieht Pfeilschifter bemerkenswerterweise die von ihm selbst eingangs vermutete Bedeutung der Geistlichkeit als Akzeptanzgruppe durch die Quellen widerlegt. Zwischen einzelnen Elementen der Geistlichkeit in Gestalt der Bischöfe/Patriarchen, der Mönche und der ‚Heiligen Männer‘ differenzierend, gesteht er ihnen nur eine geringe Rolle für den Erhalt der Kaiserherrschaft zu. Besonders die Bischöfe, die ihren Posten dem Kaiser verdankten und sich mit der konstanten und unmittelbaren kaiserlichen Präsenz in Konstantinopel wohl oder übel anfreunden mussten, sieht er als herrschaftspolitisch wenig relevant an. Selbst als der konstantinopolitanische Patriarch gegen Ende des 5. Jh. zum Koronator der Kaiser wurde, verband sich mit dieser Krönung nie eine

¹¹ So wird deutlich, dass vollkommen unterschiedliche Erwartungshorizonte bei einzelnen zeremoniellen Anlässen vorlagen; es machte einen Unterschied, ob die Zeremonie im Hippodrom oder auf der Straße stattfand, ob es sich um eine Dankprozession oder einen feierlichen Einzug handelt, usw. Vgl. dazu bes. S. 344-346.

¹² Vgl. auch Diefenbach 1996, 43-52 sowie ders.: Zwischen Liturgie und *civilitas*, in: Warland, R. (Hg.): Bildlichkeit und Bildorte von Liturgie, Wiesbaden 2002, 24-31.

¹³ Vgl. etwa S. 349-351, wo Pfeilschifter selbst mit viel Feinfühligkeit die Bedeutung vermeintlich simpler Handlungen herausarbeitet, wenn es etwa um die symbolisch höchst aufgeladene Frage des Tragens oder Nicht-Tragens des Diadems geht.

eigentliche Machtübergabe – sie wurde nie konstitutiv für das Kaisertum. Auch bei Fragen der Thronfolge blieb der Bischof von Konstantinopel unbedeutend, zum „power broker“ (S. 381) wurde er nie. Ebenso war die Gruppe der Mönche, die zwar als Unruhestifter vor allem in Glaubensfragen berücksichtigt wurden und zu einem öffentlichen Ärgernis erster Güte avancieren konnten, spätestens seit dem Konzil von Chalkedon, mit dem ihre zunehmende Domestizierung und Einbindung in die kirchliche Hierarchie begann, keine eigentliche Akzeptanzgruppe (S. 429-433) mehr. ‚Heilige Männer‘ konnten dagegen zumindest punktuell zum entscheidenden Zünglein an der Waage werden: Sie ließen sich nicht zeremoniell einbetten (S. 438) und zogen aus ihrer asketischen Lebensweise großes Ansehen beim Volk, was die eigentliche Grundlage ihres Einflusses war. Aber dieser Einfluss war doch nur eine Illusion: Zwar mochte ein ‚Heiliger Mann‘ – es fällt leicht, sich darunter einen spätantiken Rasputin vorzustellen – kraft seiner ‚Heiligkeit‘ den Kaiser öffentlich zu einer Entscheidung zwingen, die dieser eigentlich nicht treffen wollte. Nur: Der Kaiser konnte seinerseits bereitwillig alles zugestehen, was der fromme Asket von ihm forderte – saß der Styлит erst wieder auf seiner Säule, passierte meist nichts. Die ephemere und fragile Natur der vom Volk zugebilligten ‚Heiligkeit‘ bedingte gleichzeitig, dass der Asket seine ehrfurchtgebietenden Auftritte nicht oft wiederholen konnte; ‚heilig‘ und effektiv war sein Eingreifen nur, wenn es nicht zur Gewohnheit wurde.

Auch die Bedeutung der Eliten (S. 452 definiert als jene, „die mit dem Kaiser wenigstens gelegentlich als Individuen in Kontakt traten“) als Akzeptanzgruppe war beschränkt – immer vorausgesetzt, dass die Bedeutung einer Akzeptanzgruppe sich in ihrer Fähigkeit zeigte, die Herrschaft des Kaisers durch Akzeptanzentzug ernsthaft zu gefährden. Das dem nicht so war, lag nach Pfeilschifter an einer weitgehenden „Vereinzelung der Elitenangehörigen“ (S. 461), deren Machtstellung ohne spezifischen und einheitlichen Fokus blieb. Der alte Senatorenstand, das Selbstverständnis des alten Patriziats – nichts davon war geeignet, bei der disparaten Gruppe der Senatsangehörigen (der Begriff ‚Senatoren‘ würde bereits eine zu starke Identifizierung bedeuten) eine autonome Gruppenzugehörigkeit (dazu S. 456) zu begründen, die nicht vom Wohlwollen und der Willkür des Kaisers abhing. Im Senat saß, wen der Kaiser dorthin schickte. Dieses Phänomen war aber keineswegs nur auf den Senat beschränkt: „Es gab Feldherren, aber kein Offizierskorps [...]; Verwaltungsfachleute, aber kein einem eigenen Kodex von Pflicht und Gehorsam folgendes Beamtentum“ (S. 463). Somit war auch selten mit regelrechten Aufständen, von den Eliten organisierten Fronen, zu rechnen; sie hatten, im Gegensatz zu Attentaten und Verschwörungen einzelner Elitenangehöriger, durch die „strukturelle Übermächtigkeit“ (S. 466) des Kaisers nur geringe Erfolgsaussichten. Doch selbst

wenn regelrechte Usurpationen verhältnismäßig selten blieben und nur in Ausnahmefällen zum Erfolg führten (S. 465-474), soll dies nicht heißen, dass Vertreter der Eliten dem Kaiser nicht gefährlich werden konnten. In besonderem Maße (aber nicht nur; vgl. S. 485-497 für Theodosius II. und Arcadius) gilt das für Vertreter der Generalität, die altbekannten Heermeister, ob sie nun germanischer oder anderer Abstammung waren. Den von ihren Generälen „überwältigten“ Kaisern und den zwei erfolgreichen Usurpatoren des Betrachtungszeitraumes widmet Pfeilschifter seine letzten Kapitel, die aber thematisch eng beieinander liegen. Eine existentielle Bedrohung erwuchs dem Kaiser nur, wenn Elitenangehörige ein eigenes Akzeptanzsystem formulierten, mit-hin die Akzeptanz des Kaisers bei den übrigen Gruppen unterwanderten und stattdessen auf sich fokussierten (S. 507). Gerade am Beispiel der zeitweise „überwältigten“ (im Sinne eines eingeschränkten Handlungsspielraumes) Kaiser Leon I. und Zenon gelingt es Pfeilschifter aber glaubhaft zu machen, dass ein Kaiser nur schwer „aus dem Sattel zu heben“ war – und im Grunde nur dann, wenn er selbst „gravierende Fehler“ beging (S. 535). Gerade die Betrachtung der kurzen Herrschaft des Basiliskos und der immerhin achtjährigen Herrschaft des Phokas bestätigt diese Sicht noch einmal: Ihren Untergang verdankten sie nicht der Hypothek ihrer Thronbesteigung, sondern eigener Unfähigkeit (S. 604).

Eine kurze Schlussbetrachtung (S. 606-611) resümiert die wichtigsten Ergebnisse dieser mit über 700 Seiten schon monumental zu nennenden und vorzüglich redigierten¹⁴ Untersuchung, die von einem ausführlichen und in seiner Breite beeindruckendem Quellen- (S. 612-629) und Literaturverzeichnis (S. 630-666), einem Stellen- (S. 667-702), Sach- (S.703-706), Personen- und Ortsregister (S. 707-722), sowie einer archäologisch-topographischen Einlegekarte des spätantiken Konstantinopels¹⁵ ergänzt und abgerundet wird. Dass einzelne Interpretationsmuster oder Ansichten nicht auf ungeteilte Zustimmung stoßen werden, ist bei einem solch umfangreichen Unterfangen eigentlich unvermeidlich, schmälert deren Bedeutung aber in keinsten Weise. Die prägnanten Anmerkungen und scharfsinnigen Rasonnements sind in jedem Fall mit Gewinn zu lesen und Pfeilschifter gelangt auch auf scheinbar schon vielbeackertem Gelände zu durchaus neuen Erkenntnissen. Vor allem gelingt es ihm aber, Herrschaftsideologie und Herrschaftspraxis der für ihn relevanten Jahrhunderte in dieser Studie zu einem gewinnbringenden Sinnzusammenhang zu führen.

¹⁴ S. lediglich S. 230 Anm. 47 „déraisonable“ statt „déraisonnable“ sowie S. 386 „Condition“ statt „condition“.

¹⁵ Reproduziert aus Janin, R.: Constantinople byzantine, Paris ²1964.

Dass diese Neuinterpretation des spätantiken Kaisertums die Forschung in den nächsten Jahren maßgeblich beeinflussen wird, steht außer Frage.

Dr. Christian Rollinger
Universität Trier
Fachbereich III – Alte Geschichte
D-54286 Trier
E-Mail: rolling@uni-trier.de